

Jimmy Kelly
Streetkid

JIMMY KELLY

in Zusammenarbeit mit Patricia Leßnerkraus

STREETKID

Fluch und Segen, ein Kelly zu sein

HEYNE <

Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin,
dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen
hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links
ist stets ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

4. Auflage

Copyright © 2017 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Umschlagfoto und sämtliche Innenfotos: Thomas Stachelhaus

Satz und Layout: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: Alcione, Lavis (Trento)

Printed in Italy

ISBN: 978-3-453-20151-4

www.heyne.de

*Für meine Frau Meike
und meine Kinder Aimee, Máire und Yeshua*

Die im Buch abgebildeten Personen sowie Fußgängerzonen und Wahrzeichen der Städte sind nicht unbedingt die im betreffenden Kapitel beschriebenen, sondern stehen exemplarisch für die im Text dargestellte Situation.

Inhalt

Vorwort	9
Der Blick von außen – Von meinem Freund Thomas Stachelhaus	13
Der Bankautomat oder wie zahle ich meine Miete?	16
Mein Traum von der Straße – Back on the street	22
Köln – Begegnung mit Daniel und meine Erinnerung ans Hyatt Hotel	29
Die Fußgängerzone in Aachen	39
Ignore the moods – Ignoriere deine Launen!	46
Stadtfest in Kassel	54
Das Kelly-Schild – Von nichts kommt nichts	63
Meine Begegnung mit den Punks	67
Die <i>Bild</i> sagt die Wahrheit	76
Besuch des Krämerbrückenfests in Erfurt	81
Leipzig – Der geplatzte Traum	85
Eine alte Frau fängt neu an	86
Ein Wiedersehen mit Jens und Dagmar in Stralsund	89
Ein Polizist in Zivil?	93
Ein Vater weint	95
Dresden – Ein Straßenfest unter der Brücke	100
Die Russen	109
Meine Ehefrau Meike	113
Mein Tag in Jena	117
Mein Tank ist leer, und ich trampe	124
Mein Wiedersehen mit Johnny in Warnemünde	127
Der Bergsteiger	130
Gold auf der Straße	133
Hast du Zeit?	135

Das Stadtfest in Magdeburg und die Hilfe der Polizei.	139
Die alleinerziehende Mutter	146
Das Brautpaar	148
Die Prostituierte	151
Teenage mom	154
Was die Leute so sagen – Lass die Leute reden	155
Der Kreiselmann	160
Peter und sein Hund	162
Fröhlich trotz Handicaps	164
Marion, mein Straßenengel	166
Der erste Winter	173
Endlich schuldenfrei – Hurra!	178
Ich kaufe ein Haus oder wie ich ein Spießler wurde	180
Armut in Deutschland hat viele Gesichter.	184
Famous people fail – Auch berühmte Leute scheitern	189
The Street Orchestra – Eine Band wird geboren	192
Dieter Bohlen sein für einen Tag	200
Die Band wächst!	204
Die Gesetze der Straßen!	212
Babyboom in der Band!	227
Pilger in Lourdes	231
Besuch am Grab meiner Mutter in Belascoain	239
Unser Sohn Yeshua und ein Dankeschön an meine Frau	246
Abschlussgedanken.	248
Danksagung	254
Fotoverzeichnis.	256

Vorwort

»Aus dir wird mal was«, sagte eine ältere Dame mit einem kleinen Hund im Arm zu mir. »Sie erinnern mich an jemanden ...«, fügte sie hinzu und warf einen Euro in meinen Gitarrenkoffer. Ich bedankte mich und sang weiter. Während des Songs lachte ich innerlich und dachte: »Aus mir war mal was geworden.« Was die wenigsten Menschen wissen, ist, dass meine Familie, The Kelly Family, vor dem großen Durchbruch in den Neunzigern jahrelang durch die Fußgängerzonen dieser Welt tingelte. Eigentlich wuchs ich dort auf – in den Straßen unserer Welt. Mit sieben drückte man mir das Tambourin in die Hand. Nicht, um darauf zu spielen, sondern, um Geld zu sammeln, während meine Geschwister weitermusizierten. Ich ging nie zur Schule. Mein Vater war stets der Meinung, das Leben zu erleben sollte unsere Schule sein. Mitten unter den Menschen sollten wir aufwachsen. Wir waren

zwölf Kinder, ich mittendrin als Nummer sieben.

Wir wurden zur erfolgreichsten sowie bekanntesten Straßenband der Welt und später eine der erfolgreichsten Bands im Showbusiness der Geschichte Deutschlands und Europas. Über zwanzig Millionen Platten und unzählige Live- und Fernsehauftritte quer durch die größten Arenen Europas – das wurde unser Alltag. Wir teilten die Bühne mit Giganten wie Michael Jackson, Elton John, Aerosmith und Grönemeyer. Mit Pavarotti sangen wir das »Ave Maria«, mit Joe Cocker »Where the eagles fly«. Eric Clapton und Bruce Springsteen gaben uns ihre Privatnummern. Wir hatten einen Jahresumsatz von circa hundert Millionen Euro, gewannen alle Preise, die die Musikszene hergab, und der Gitarrist von Queen nannte uns »The champions«. Die Liste des Erfolgs ist unendlich, und ich könnte drei Bücher

über dieses Leben schreiben, aber davon soll es in diesem Buch nicht handeln. Eines muss ich aber noch anmerken: Einmal hat Tina Turner mich geküsst, und ich habe Tina geküsst.

Also, warum bin ich wieder auf der Straße gelandet? Der erste Grund wird sein, dass wir in erster Linie eine Familie waren und keine Band. Als mein Vater im Jahr 2002 starb, war der Trend schon absehbar. Jeder von uns ging mehr und mehr seinen eigenen Weg. Kathy nahm eine Soloplatte auf, Johnny heiratete und zog nach Spanien. Joey entschied sich für eine Sportkarriere, Paddy ging ins Kloster, Angelo tourte mit eigener Band, Maite heiratete einen Franzosen und zog in das Heimatland ihres Mannes. Um es kurz zu fassen: Wir gingen langsam, aber sicher auseinander. Die Natur nahm ihren Lauf, wie in jeder anderen Familie auch.

Ich blieb bis fast zum Schluss. Außer mir waren es nur noch vier Mitglieder der Kelly Family, die gemeinsam musizierten. Ich entschied mich eines Tages, ebenfalls zu gehen, weil das Verhältnis zwischen uns verbliebenen Geschwistern in der Band immer schlimmer wurde. Wir stritten uns ständig, hauptsächlich um Geld, das Erbe. Hätte mein Vater ein Testament hinterlassen, wäre zwischen uns Geschwistern alles möglicherweise einfacher gewesen.

Da ich aber kein zweites Standbein für mich aufgebaut hatte, musste ich bei null anfangen. Geld hatte ich keines, war doch The Kelly Family in der Vergangenheit immer mein Versorger gewesen und ich ihrer. Seit ich klein war, lebten wir – was das Geld betraf – immer im vollen Vertrauen zueinander. Ich bekam nie eine Gage, aber ich hatte stets alles, was ich brauchte. Manchmal zu wenig und manchmal zu viel. Wir lebten das Prinzip der »Musketiere«: Einer für alle – alle für einen. Ein halbes Leben lang hatten wir

Wir lebten das Prinzip der »Musketiere«: Einer für alle – alle für einen.

gut funktioniert, doch ohne unseren Vater funktionierte plötzlich nichts mehr. Wir wurden aufgezogen, um alles gemeinsam zu vollbringen. Gemeinsam waren wir stark, aber immer

mit dem Papa als Kapitän, der den Familiendampfer sicher durch jedes noch so stürmische Wasser lenkte. Rein rechtlich waren und sind wir bis heute alle gleichwertig, doch recht haben und recht bekommen ist nicht immer selbstverständlich. Jetzt, da der Kapitän nicht mehr da war, wurde die Situation nicht leichter.

In einer Familie gibt es auch Politik, Mord und Totschlag. Es gibt die Kapitalisten, die Kommunisten, die Konservativen und die Mafia noch dazu. Doch das Verrückteste war, dass manche Mitglieder der Familie ständig die Partei

wechselten, und schon ging alles wieder von vorn los. Allerdings muss ich gestehen, dass ich daran auch nicht unschuldig war. Wie gesagt, ich bin mittendrin, das Sandwichkind. Mir wurde klar, dass es einige Zeit brauchen würde, bis ich endlich das mir zustehende Geld bekommen würde.

In der Zwischenzeit, genauer gesagt, im Jahr 2005, hatte auch ich geheiratet. Mit meiner damals fünfundzwanzig Jahre alten Frau Meike, unserer zweijährigen Tochter Aimee und unserer acht Wochen alten Tochter Máire lebte ich in einer kleinen, billigen Wohnung in Belgien. Die Gefechte mit einigen meiner Geschwister machten mich krank und ließen mich unangenehm werden gegenüber mir selbst und meinen Mitmenschen, um es mal in harmlose Worte zu fassen. Ich wusste, ich musste raus aus der Band und endlich meinen eigenen Weg gehen. Ich war sechsunddreißig Jahre alt und stand noch immer nicht auf eigenen Füßen. Doch meine Frau und Kinder brauchten mich. Die Stunde der Wahrheit war gekommen: Ich musste endlich ein Mann werden.

Zurück ins Showbusiness wollte ich nicht. Ich hatte genug gesehen, um zu wissen, dass dort nicht alles Gold ist, was glänzt. Außerdem musste ich mich als Individuum finden, in meiner Familie war das nicht möglich, weil wir nicht als

Individuen erzogen worden waren. Und das Showgeschäft ist wohl der letzte Ort, an dem man sich selbst finden kann.

Ich hatte genug vom Showbusiness. Ich wollte weg von der Show, der Oberflächlichkeit, dem Schein. Ich wollte hinein ins wahre, echte Leben. Der Wunsch, zurückzukehren zum verlorenen Glück auf der Straße, war schon länger in mir. Nur wie so oft im Leben gehen wir selten dem wahren Ruf unseres Herzens nach. Meistens kommt man erst auf diesen Wunsch zurück, wenn sich die äußeren Umstände drastisch verändern. Wer will schon gerne seine Komfortzone verlassen? Meist halten uns unsere Ängste davor zurück, und darum sind wir auch erst bereit, auf unser Herz zu hören, wenn wir es wirklich müssen.

Der Wunsch, zurückzukehren zum verlorenen Glück auf der Straße, war schon länger in mir.

Da in der Kelly Family Umbruch und Chaos angesagt waren, kam mir immer wieder in den Sinn: »Back to the roots, Jimmy, da wolltest du doch schon lange hin zurück!« Sucht ein Mensch nach Orientierung, ist es oft sinnvoll, zur Basis zurückzukehren.

Wenn ein Sportler eine Niederlage kassiert, geht er am nächsten Tag immer

und immer wieder durch das »Grundlagentraining«. Mönche begeben sich ständig »zurück zur Quelle«. The Kelly Family war im Ursprung eine Band des Volkes und der Straße. Und so dachte ich mir, dass, wenn ich genug Geld in den Fußgängerzonen für meine kleine Familie verdienen könnte, ich so schon ein kleines Stückchen Glück gefunden hätte.

Kolumbus ging auf die Suche nach Indien und entdeckte Amerika. Ich ging auf die Suche nach meinen Wurzeln und entdeckte ...? Aber lest selbst.

Ach ja, um meine Geschichte mit der alten Dame, mit der meine Einleitung begann, noch zu beenden: Als ich mein Lied zu Ende gesungen hatte, stand die Dame mit ihrem kleinen Hund plötzlich wieder vor mir und sagte: »Jetzt weiß ich übrigens, an wen Sie mich erinnern: an Semino Rossi. Der hat auch auf der Straße angefangen!« Ich packte meine Gitarre in den Koffer und ging. Hätte sie doch wenigstens Bruce Springsteen oder Bob Dylan gesagt ...



Der **Blick** von außen – Von meinem Freund **Thomas Stachelhaus**

Da steht er am Rand der Fußgängerzone, irgendwo in Deutschland, Viktor James Kelly, besser bekannt als Jimmy Kelly, Mitglied der Band The Kelly Family, die Anfang der Neunzigerjahre die Teenies in Europa elektrisierte und Millionen von Musikträgern verkaufte.

Es ist frühmorgens, und ich beobachte ihn wie schon unzählige Male zuvor. Er trägt wie immer sein kariertes Holzfällerhemd, eine viel zu große, ausgewaschene Jeans mit ausgelatschten Schuhen. Seine Gitarre hängt locker über der Schulter. Neben ihm steht ein kleiner batteriebetriebener Verstärker, und auf der Straße liegt der aufgeklappte, noch leere Gitarrenkoffer. Alles ist vorbereitet für einen weiteren Arbeitstag von Jimmy, dem Straßenmusiker.

Er nimmt seinen kaputten, ausgebeulten Strohhut vom Kopf und faltet die Hände. Sein Körper sinkt noch mehr in sich zusammen, er schließt seine Augen. Ohne Gebet wird er nicht das erste Lied anstimmen. Ich beobachte diese Situation und das, was um ihn herum passiert, sehr sorgfältig. Kaum jemand nimmt Notiz von ihm in der noch spärlich besuchten Einkaufsmeile. Soll ich näher an ihn herangehen, oder lasse ich ihn in diesem intimen Moment ungestört? Eine Mutter mit ihrer neugierigen kleinen Tochter kommt näher, und ich weiß in diesem Augenblick, mein Arbeitstag hat gerade begonnen.

Ich bin Thomas Stachelhaus, Berufsfotograf, und soll im Auftrag von Jimmy eine umfassende fotografische Doku-



mentation seines Straßenmusikerlebens erstellen.

Ich kenne Jimmy seit Kindesbeinen. Als Student für Bildjournalismus besuchte ich 1988 seine Familie, die in Bochum ihr kleines Zirkuszelt aufgeschlagen hatte und ihren Lebensunterhalt schon damals auch durch Straßenkonzerte bestritt. Der unvergessene, von mir hochgeachtete Vater Dan Kelly erlaubte mir, das extrem aufregende und außergewöhnliche Leben seiner Familie ohne Wenn und Aber fotografisch zu begleiten.

Eines der ersten Fotos des damals ungefähr vierzehnjährigen Jimmy entstand im Wald mit Pfeil und Bogen. Es war nicht irgendein Spiel eines Kindes, sondern das Trainieren mit einer Waffe, genauer, einem Sportbogen, mit dem man einen Elch hätte töten können.

Die Situation hatte etwas Unwirkliches, fast Magisches. Kein Regisseur für Fantasyfilme hätte es besser inszenieren können. Die ersten Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch die Bäume, erwärmten den Morgentau und ließen leichte, feuchte Nebel aufsteigen. Jimmy, zu dem Zeitpunkt noch mit wallenden blonden Haaren, gekleidet wie ein Trapper im Mittelalter, ließ hoch konzentriert Pfeil auf Pfeil vom Bogen. Als Fotograf träumst du von solchen Motivwelten und lebst für diese Augenblicke, von denen es bei den Kellys sehr viele gab.

In den fünfundzwanzig Jahren, die auf diese Momentaufnahme folgten, hat sich

zwischen Jimmy und mir eine ganz besondere Beziehung entwickelt. Ich durfte seine Entwicklung vom pubertierenden, gegen alles und jeden rebellierenden Jugendlichen bis hin zum glücklichen, fürsorglichen und mit sich zufriedenen Familienvater hautnah miterleben.

Mir ist in all diesen gemeinsamen Jahren ein wahrer Freund gewachsen, von dem ich weiß, er ist da, wenn ich ihn wirklich brauche!

Es war ein langer, schwieriger Weg. Immer geprägt von der scheinbar aussichtslosen Suche, unter allen äußeren Einflüssen dieser speziellen Medien- und Businesswelt mit ihren eigenen Gesetzen sowie der außergewöhnlichen Familiensituation, mit acht Geschwistern ohne Mutter, seine eigene authentische Identität zu finden.

Mir ist in all diesen gemeinsamen Jahren ein wahrer Freund gewachsen, von dem ich weiß, er ist da, wenn ich ihn wirklich brauche!

Er hat sein Gebet beendet, nimmt die Gitarre von der Schulter und stimmt mit noch krächzender Stimme den ersten Song an. Zu der Mutter mit Kind haben sich eine Handvoll Leute hinzugesellt. Aber es ist noch viel Hektik zu dieser frühen Stunde auf der Straße, und sie gehen nach einer kurzen Pause zügig weiter.

Auf Jimmy wartet ein langer, harter Tag für »Unser täglich Brot gib uns heute«.

Thomas Stachelhaus

Der Bankautomat

oder wie zahle ich meine Miete?

Ich versuchte, Geld an einem Bankautomaten zu ziehen. Aber meine Karte funktionierte nicht. Mit einem Achselzucken drehte ich mich zu der jungen Dame hinter mir um und sagte: »Der Automat ist kaputt. Der spinnt.« Sie lächelte mich an und versuchte es selbst. Doch sie bekam ihr Geld sofort, ohne Probleme. Ich lief weg, ehe sie mich anschauen konnte. Ich ging zum Bankschalter und fragte, wie es angehen könnte, dass ich nicht an mein Geld kam.

Die Bankangestellte fragte mich nach meinen Kontodaten undklärte mich auf: »Herr Kelly, Sie haben Ihr Konto überzogen, die Karte behalten wir ein, die können Sie nicht mehr gebrauchen.«

Ich erwiderte: »Dann geben Sie mir doch einen weiteren Kredit.«

»Das kann ich leider nicht, Sie sind schon dreißigtausend Euro im Minus, einen weiteren Kredit kann ich nicht vergeben.«

Ich versuchte es mit der Kelly Family. »Ich bin doch ein Kelly!« Ein kleiner Trick, der manchmal Großes bewirken

»Ich bin doch ein Kelly!« Ein kleiner Trick, der manchmal Großes bewirken konnte.

konnte. Doch diese Frau war kein Kelly-Fan. Take That wäre ihre Jugendliebe gewesen, gab sie mir zu verstehen. »Ja, Robbie Williams habe ich schon öfter



getroffen, der ist ganz nett.« Die junge Frau hatte mich durchschaut und ließ sich nicht beeindrucken. Sie sagte höflich, aber energisch: »Wenn Sie möchten, kann ich einen Termin mit unserem Bankmanager vereinbaren.«

»Nein danke, bei dem war ich schon. Wir bleiben in Kontakt.« Wenn ich ein Haus oder Sonstiges als Sicherheit hätte bieten können, dann hätte man mir einen weiteren Kredit gewähren können. Doch alles, was mir gehörte, gehörte auch meinen Geschwistern, und mit einem solch komplizierten Konstrukt wie unserem möchte eine Bank selten etwas zu tun haben. Der Wert der Songrechte hätte erst einmal durch Experten untersucht werden müssen. Auch meinen Anteil an einem der teuersten Schlösser Deutschlands wollten sie als Sicherheit nicht akzeptieren. Das Familieneigentum war zu verzwickt.

Doch ich brauchte Cash, und zwar sofort. Also fuhr ich ans andere Ende von Köln, um einen Veranstalter zu besuchen, der mir noch Unmengen an Geld schuldete. Er erzählte mir, dass er insolvent sei und kein Geld mehr habe. Wenn ich keinen Anwalt einschalten würde, könne er mir meine Gage in Raten zahlen. Er habe ein tolles neues Projekt, mit dem er wahrscheinlich seine ganze Firma retten könne. Ich müsse ihm nur Zeit geben.

Er bot an, so schnell wie möglich anzufangen. Obwohl ich selbst in Not war, ließ ich mich durch seine liebevolle



und unschuldige Art erweichen. Nun hoffte ich also, in den nächsten Wochen die erste Ratenzahlung zu erhalten. Er bedankte sich bei mir und meinte, ich sei ein wundervoller Mensch. So fühlte ich mich in diesem Moment auch – als Mutter Teresa für den Veranstalter. Doch als ich zu Hause ankam, wurde ich jäh in die



Realität zurückgeholt. Wieder lagen neue Rechnungen auf dem Tisch, darunter viele Mahnungen. Der Vermieter rief an und informierte mich, dass meine Mietvorauszahlung bereits aufgebraucht war, und er wollte wissen, wann ich die Miete für den letzten Monat überweisen würde. Ich fragte, ob ich in Raten bezahlen könne. Er

lachte nur und sagte, dass es Ratenzahlung bei Miete nicht gäbe und fünfhundert Euro ja auch nicht die Welt seien. Und außerdem hätte er doch im Internet gelesen, dass ich ein großer Star sei. »Okay, du bekommst dein Geld morgen, es ist schon unterwegs«, versicherte ich ihm. Das war natürlich eine Lüge.

Bei der Wohnung handelte es sich um eine Dreizimmerwohnung. Manche Wände waren voller Schimmel, weil die Wohnung feucht war. Wir wohnten im Erdgeschoss. Unser Boden war aus Stein, direkt darunter befand sich lehmiger Boden. Noch vor einigen Jahren war unsere Bleibe ein Kuhstall gewesen, und unser belgischer Vermieter hatte ihn selber zur Wohnung umgebaut, um ein bisschen Geld nebenbei zu verdienen. Und dementsprechend unfachmännisch war der Umbau auch geworden. Die Heizung funktionierte nicht richtig, die Wände waren dünn wie Pappe. Das Wasser brauchte ewig Zeit, um warm zu werden. Die Küche wäre in Deutschland eher auf dem Sperrmüll zu finden gewesen. Anscheinend haben Belgier gelegentlich andere Erwartungen an zumutbaren Wohnraum. Mir passte die Wohnung damals trotzdem gut, weil ich nicht gewusst hätte, wohin ich mit meiner Frau Meike und unseren kleinen Töchtern Aimee und Máire hätte ziehen sollen.

Meike wusste von unserer wirklichen finanziellen Lage nichts. Sie wusste jedoch genug, um zu verstehen, warum ich Arbeit suchen musste. Sie war sich schon darüber im Klaren, dass meine Familie im Streit um unser Erbe lag und dass ich langsam lernen musste, auf

eigenen Beinen zu stehen. Sie stand mir bei, wie man sich das von einer Partnerin nur wünschen konnte. Meike war praktisch die einzige Person, die an mich glaubte. Doch ein Mann zeigt seiner Frau nicht immer alle Schwächen, zumindest nicht am Anfang einer Ehe. Da will man noch zeigen, was man kann. Ein Mann muss ein Mann sein. Und wenn er nicht für das Finanzielle sorgen

Ein Mann muss ein Mann sein. Und wenn er nicht für das Finanzielle sorgen kann, dann fühlt es sich ziemlich beschämend an.

kann, dann fühlt es sich ziemlich beschämend an. Also entschied ich, meiner Frau nicht alle Karten offen auf den Tisch zu legen. Sie hatte zu der Zeit auch genug eigenen Kummer. Zwei kleine Kinder, die eine Tochter gerade mal zwei Jahre alt, die andere befand sich gerade inmitten ihrer Dreimonatskoliken. Stress pur, um es kurz zu fassen. Mutter zu sein ist der schwerste Job der Welt. Viele Mütter sind Superheldinnen, doch keiner sieht es.

Ich nahm das Telefon zur Hand und rief einen meiner Brüder an, von dem ich noch Geld bekommen sollte. Seine Antwort war frustrierend.

»Du weißt doch, dass Vater das meiste Geld falsch gemanagt hat, und mit dem verbliebenen Geld muss ich Rechnungen begleichen, die uns alle betreffen.«

Ich wollte die Rechnungen und die Bücher einsehen, mein Bruder aber stellte sich quer: »Du musst mir vertrauen, ich bin dein Bruder. Ich habe weder Lust noch Zeit, dir alles zu zeigen. Lass mich in Ruhe damit«, bekam ich zur Antwort.

Zu dieser Zeit stritten wir uns oft. Immer wieder, stundenlang, manchmal bis tief in die Nacht. Doch der nächste Schock ließ nicht lange auf sich warten. Eine Freundin, die etwas Geld für Meike und mich verwaltete, rief mich ein paar Tage später an und gestand mir unter Tränen, dass mein Geld weg war. Ihr Mann war schwer krank, und sie hatten das Geld ohne mein Wissen benutzt, um ihre Firma zu retten. Es wären zwanzigtausend Euro gewesen, die ich zu diesem Zeitpunkt sehr gut hätte gebrauchen können. Ein Sprichwort besagt: »Ein Unglück kommt selten allein.« Leider schien das Sprichwort recht zu behalten. Innerlich war ich gelähmt, nach außen wahrte ich meine gute Laune. Manche Leute lachen, wenn sie einen Schlag ins

Gesicht bekommen, manche weinen. Ich tat beides.

Dann war es so weit. Ich bekam einen weiteren Anruf von unserem Vermieter mit der Ansage, dass wir aus der Wohnung fliegen würden, wenn ich nicht sofort zahlen würde. Das war ein Schock. Meine Babys auf der Straße? Nein, das ging gar nicht. In meiner Verzweiflung suchte ich alle Rechnungen und Mahnungen zusammen und ging zur Kapelle von Sankt Joseph. Ich legte die Rechnungen auf den Altar und versprach Gott, wenn er mir zur Hilfe käme, würde ich ab sofort zehn Prozent meines Einkommens einem guten Zweck spenden. Er antwortete nicht. Ich redete und redete und versprach und versprach. Ich kann nicht mehr wiedergeben, was alles aus mir herausprudelte. Dann wartete ich. Wartete auf eine Antwort. Ich wartete, bis ich plötzlich auf einen Zettel aufmerksam wurde, der auf einer Bank hinter mir lag. Auf ihm standen folgende Worte aus der Bibel, Jesaja 55, 8–9: »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege. So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch erhaben sind meine Wege über eure Wege und meine Gedanken über eure Gedanken.«



Mein Traum von der Straße
Back on the street



Als ich klein war, sagte mein Vater oft, man bräuchte nur drei Songs, um von der Musik auf der Straße leben zu können. »Wenn du dein Leben mit diesen drei Liedern zum Ausdruck bringen kannst, kannst du gut leben.« Er war davon überzeugt, dass die meiste Zeit in der Schule vergeudet war, denn man brauchte seiner Meinung nach nicht viel, um in dieser Welt durchzukommen. Deswegen mussten meine Geschwister und ich mindestens drei Songs auf einem Instrument lernen. Das tat ich, aber leider blieb es

Als ich klein war, sagte mein Vater oft, man bräuchte nur drei Songs, um von der Musik auf der Straße leben zu können.

auch dabei. Wir waren so viele Kinder, und mein Vater war so überfordert, dass ich es mir erlauben konnte, kein Instrument richtig zu erlernen. Singen dagegen konnte ich. Doch die ersten Jahre schrie ich mehr, als dass ich sang, wovon ich sofort heiser wurde. Da wir aber so viele waren und ich sowieso selten die Hauptrolle in der Band spielte, war meine Heiserkeit nicht weiter schlimm. Manchmal kam auch ein vernünftiger Ton heraus, und so entwickelte ich mich nach und nach hauptsächlich zum Sänger, der drei

Akkorde auf der Gitarre beherrschte. Mehr konnte ich nicht, und trotzdem wurde ich zum Rockstar. Unter uns: Viel mehr konnten die Stones oder Beatles ja auch nicht! Nun aber kam die Stunde der Wahrheit. Ich hatte eine Gitarre und nicht mehr als drei Lieder. Es war, als müsste ich das Laufen neu erlernen. Seither waren immer meine Brüder und Schwestern meine Stütze gewesen, als alleiniger Entertainer hatte ich jedoch keine Erfahrung. Den nostalgischen Traum, auf die Straße zurückzugehen,

um dort zu musizieren und davon leben zu können, hatte ich in der letzten Zeit häufiger. »Wenn alles schiefgeht, dann hast du immer noch die Straße, Jimmy«, dachte ich so manches Mal bei mir. Früher, als wir als Familie noch unbekannt waren, verdienten wir circa fünftausend – damals noch –

D-Mark am Tag, manchmal sogar mehr. Millionäre waren wir schon durch unsere Straßenkonzerte, noch bevor überhaupt eine Plattenfirma auf uns aufmerksam wurde. Und das Größte dabei war, dass wir stets unsere Freiheit behielten und unsere eigenen Chefs blieben. Nur das Wetter und ab und zu auch die Polizei konnten uns stoppen, ansonsten war es ein Traumberuf. Wir waren wild und frei, wie Gott uns schuf.

Ja, die Nostalgie in mir war groß, wieder auf die Straße zu gehen. Irgendwie



hatte ich es heraufbeschworen. Die Würfel waren so gefallen, dass ich nun auch wegen des Geldes dorthin zurückmusste. Einen kleinen Verstärker für die Straßenmusik hatte ich mir schon vor einiger Zeit zugelegt, Gitarre und Mikro hatte ich auch. Das Equipment war startbereit. Also entschied ich mich dieses Mal ernsthaft dafür, einen Versuch zu wagen und allein auf die Straße zu gehen, denn ich war viel zu stolz, um von meinen Geschwistern Geld zu borgen. Und zurück ins Showbusiness wollte ich schließlich auch nicht. Stattdessen dachte ich: »Wenn ich nun auf der Straße Musik mache, dann werden die Leute sagen: Wahnsinn, ein Kelly zum Anfassen!« Also fuhr ich nach Bonn. Dort

hatten wir früher viel Erfolg als Familie. »Die Fußgängerzone ist groß, und die Menschen werden mich belohnen. Singe ich einen Song, bekomme ich einen Euro. Ehrliche Arbeit wird belohnt. Was für eine Sensation wird das sein: Ein Kelly geht zurück zur Straße. Heldenhaft – ein Star ohne Allüren.« All diese wunderbaren Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich pushte mich hoch, es würde ganz großartig werden. Doch einmal in Bonn angekommen, mit dem Gitarrenkoffer in der Hand, fing ich plötzlich an, nervös zu werden. Ich hatte eine kleine Karre dabei, meinen Verstärker, ein paar CDs, mein Mikro und die Gitarre. Als ich so mit meinem kleinen Equipment durch die Fußgängerzone lief, bekam ich